



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Alldeutsche Verband und die kaiserliche Politik. Ob nicht der greise Präsident Krüger jetzt zuweilen die Empfindung haben wird: „Gott beschütze uns vor unsern Freunden?“ Denn nicht zufrieden mit dem Entrüstungssturm, mit dem die deutsche Tagespresse, wenige verständige Ausnahmen, wie z. B. die Schlesiſche Zeitung, abgerechnet, die Weigerung des Kaisers begrüßt hat, den Präsidenten jetzt, ohne vorhergegangne Verständigung, ja trotz entschiednen Ab-ratens, zu empfangen, haben neuerdings die „Alldeutschen“ eine Reihe von Kund-gebungen für die Burenſache organisiert. Nun, wenn es sich nur darum handelte, dem unglücklichen, bis auf den letzten Blutstropfen um seine Freiheit ringenden Burenvolke die Sympathien seiner deutschen Stammverwandten auszudrücken, so wäre dagegen nichts zu sagen, obwohl der Nutzen solcher Massendemonstrationen durchaus zweifelhaft ist, und sie in Leuten, deren Gedächtnis einige Jahrzehnte weit zurückreicht, die nicht gerade erhebende Erinnerung an die endlosen „Reso-lutionen“ des Winters von 1863/64 wachrufen, die dem bedrängten Bruder-stamm in Schleswig-Holstein „Gut und Blut“ zur Verfügung stellten und gegen die „verräterische“ Politik der beiden Großmächte donnerten, ohne daß diese Reso-lutionen etwas anderes gewesen wären als Schall und Rauch. Aber wenn diese Veranlassungen zu einer neuen Heße gegen die kaiserliche Politik benutzt werden, so kann das nicht scharf genug verurteilt werden, denn es ist ebenso thöricht wie taktlos. Was denken sich denn eigentlich die Herren dabei, wenn der eine den Vorwurf erhebt, die deutsche Diplomatie habe es nicht verstanden, den Buren zu Hilfe zu kommen, der andre pathetisch versichert: „das deutsche Volk will nicht englisch, sondern deutsch regiert werden,“ wenn ein dritter die „Liebedienerei“ gegen England verdammt und verlangt, das deutsche Volk müsse den Empfang Krügers beim Kaiser noch „durchsetzen“? Das ist die aller schlimmste, gedankenloseste Phrasen-drescherei, nicht um ein Haar besser, als sie vor vierzig oder fünfzig Jahren bei uns blühte, und nicht etwa, wie die Herren zu wähnen scheinen, ein Beweis von der Reife und dem Patriotismus, sondern von der traurigen politischen Unreife unsers Volks, das so wenig von seiner großen Vergangenheit gelernt hat. Unſre alte Untugend, die Nörgelsucht, ist wieder üppig ins Kraut geschossen. Ernſte Männer ſollten ſich doch vorher überlegen, was ſie mit ſolchen Reden erreichen können, oder wenigstens, was ſie bedeuten und anrichten können. Unſrer Reichsregierung vorwerfen, daß ſie das deutsche Volk englisch regiere und aus Liebe-dienerei gegen England handle, heißt ihr grobe Pflichtverletzung vorwerfen; und den Schein erwecken, „das deutsche Volk“ könne in formloſen Verſammlungen, deren Zuſammenſetzung niemand kennt, und die nicht das allermindeſte Mandat haben, beim Kaiser etwas „durchsetzen,“ das heißt ihm etwas ganz Falſches vorſpiegeln; es iſt gerade heraus geſagt verwerfliche Demagogie, denn es fördert das unbe-gründete Mißtrauen gegen die Regierung, das ohnehin von den Blättern, die den großen Namen Bismarck als Aushängeschild mißbrauchen, ſchon ſeit Jahren planmäßig geſchürt wird. Und welche Thorheit iſt es, uns gegen England immer mehr zu ent-rüſten, als wenn wir nicht ſchon Feinde genug auf der Welt hätten! Die freiwilligen Herren Volkſtribunen mögen doch geſälligt ſagen, wie Deutschland die Buren hätte retten können oder noch retten könnte, ohne in die gefährlichſten Konflikte hinein-zutreiben! Wollen ſie etwa eine Intervention, alſo den Krieg gegen England — mit unſrer ſchwachen Flotte? Hat etwa Fürſt Bismarck um der baltischen Deutſchen willen unſer Verhältniſ zu Rußland aufs Spiel geſetzt? Wahrhaftig, Kaiſer und

Kanzler müssen ein sehr gutes Gewissen haben, wenn sie diesem Entrüstungsturne zum Troß festbleiben in der Richtung, die ihnen Pflicht und Einsicht vorschreiben!

Was man im Auslande über unsern Kaiser hört und denkt. In dem mailändischen Corriero della Sera vom 21./22. Dezember, einem der angesehensten und am meisten verbreiteten italienischen Blätter, steht folgendes zu lesen:

„Ein (deutscher) Diplomat hat einen Brief an den (Pariser) *Matin* geschrieben, worin er die Haltung Wilhelms II. gegenüber Krüger rechtfertigt. Er sagt, daß der Kaiser nach dem Ausbruch des Kriegs viermal, persönlich oder durch seine Vertreter, versucht habe, zu erfahren, ob ein Anerbieten von seiner Seite Aussicht haben würde, angenommen zu werden und dem Kampf ein Ziel zu setzen; aber jedesmal habe er den absoluten Beweis erhalten, daß England eine Intervention, sie möge kommen, von welcher Seite sie wolle, nicht dulden werde, weil es den Krieg bis zur Eroberung des gesamten Burengbiets fortsetzen wolle. Vor wenig Wochen sprach ein Diplomat mit Salisbury selbst von der Intervention; dieser entgegnete mit einem gewissen Hochmut, daß England mit einer freundlichen, aber kategorischen Weigerung antworten würde. Die harte Wahrheit ist — so fährt der deutsche Diplomat fort —: wenn eine oder mehrere Mächte, gesondert oder vereinigt, England ihre guten Dienste anböten, so würde England sie zurückweisen; wenn die Mächte darauf bestünden und dringender würden, dann würde es seine Flotte mobilisieren.

„Wilhelm II. kennt die englischen Stimmungen besser als jeder andre. Und als in den Hofkreisen eine Dame von Krüger und seiner wahrscheinlichen Reise nach Berlin sprach, sagte der Kaiser, er würde nicht kommen, und erklärte die Sache folgendermaßen: »Wenn ein Pferd durchgeht, dann giebt es drei Klassen von Menschen, von denen jede eine verschiedene Haltung einnimmt. Die einen werfen sich dem Pferde entgegen, aber sie werden unfehlbar zu Boden geworfen und niedergetreten; die andern begnügen sich damit, auf einen Stuhl zu steigen und mit ihrem Taschentuch zu wedeln, indem sie glauben, daß diese Bewegung genüge, das Pferd aufzuhalten; die dritten endlich wenden sich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht ab und gehn ihres Wegs. Nun, ich habe nicht das Recht, Deutschland England entgegenzuwerfen, denn nicht ich, sondern Deutschland würde niedergetreten werden. Ich würde mir lächerlich vorkommen, wenn ich auf einen Stuhl stiege, um mit dem Taschentuch zu wedeln; meine Pflicht gegen das Land verlangt, daß ich meines Wegs gehe.« Als er wenig Tage später in einem auswärtigen Blatte las, daß er mit einem einzigen Worte den Krieg hätte verhindern können, rief er aus: »Der, der nur ein Wort zu sagen hätte, bin nicht ich, sondern Gott — wenn er nämlich in einer Nacht die ganze englische Flotte in den Grund bohren wollte.«

„Wilhelm II. empfing Krüger also nicht, weil er nichts für ihn thun konnte. Der alte Herr ist nicht nach Europa gekommen, um sich feiern zu lassen, sondern um zu versuchen, sein eignes Land zu retten. Frankreich hat ihm das Mitleid gezeigt, von dem das Herz Europas erfüllt ist; Deutschland hatte die härtere Aufgabe, ihm die Wahrheit zu sagen, wie ein Arzt, der der Mutter den verzweifeltsten Zustand ihres Kindes mitteilen muß, nachdem ihre Freundinnen ihr mit mitleidigen Lügen einige Hoffnung gelassen haben.“

Wir haben diese Notiz noch in keinem deutschen Blatte gefunden; wir wissen auch nicht, wer der „deutsche Diplomat“ des *Matin* (in dem beiläufig auch Fürst Bismarcks erste kritische Betrachtungen nach seinem Rücktritt veröffentlicht wurden) gewesen sein könnte; aber das Ganze klingt nicht unwahrscheinlich, und auch wenn es erfunden sein sollte, so würde es als Ausdruck der Meinung des Auslands

Beachtung verdienen, ja es könnte sogar unsern Heißspornen in Presse und Parlament, die beständig von Liebedieneret der kaiserlichen Politik England gegenüber faszeln, einiges zu denken geben, wenn sie überhaupt einmal unbefangen nachdenken wollten. Wir empfehlen ihnen zu diesem Zweck auch eine Äußerung des Fürsten Bismarck gegen einen nordamerikanischen Besucher im April 1890 (Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews, 1895, S. 275): „Das erste Erfordernis einer Regierung ist Energie. Sie darf sich nicht der Zeit anbequemen, nicht die Zukunft für eine nur zeitgemäß bequeme Einrichtung aufopfern. Eine Regierung muß konsequent sein. Die Festigkeit, ja sogar die Härte der herrschenden Macht ist eine Bürgschaft des Friedens, sowohl nach außen wie nach innen.“ Die Anwendung auf den vorliegenden Fall liegt auf der Hand. Was in einem gegebenen Augenblicke die Reichsregierung in der auswärtigen Politik zu thun oder zu lassen hat, darüber kann nur sie selbst entscheiden, weil nur sie die vollständige Kenntnis der jeweiligen Lage hat und haben kann. Es ist darum eine lächerliche Unmaßung, wenn Leute, die diese gar nicht zu übersehen vermögen, sie mögen so patriotisch sein, wie sie wollen, der Regierung ihre Haltung im einzelnen vorschreiben wollen, und ein Unsinn, von einer selbständigen, also sachlich begründeten „vollständlichen“ Meinung über auswärtige Politik zu reden, die von der „offiziellen“ abweicht. Eine solche giebt es auch bei uns gar nicht. Die leidenschaftliche Parteinahme für die Buren (die wir in ähnlichem Falle den Engländern sehr verübeln würden) ist eine Empfindungssache; sie entsprang vor allem aus der tiefen Abneigung gegen die englische Politik und aus der natürlichen Sympathie für ein für seine Freiheit ringendes stammverwandtes Volk, nicht aus der Sorge um unsern eignen afrikanischen Besitz, dessen Sicherung doch wohl unser Regierung ebenso am Herzen liegt wie den „Alldeutschen.“ Und was die Regierung nach deren Ansicht gegen die strikte Neutralität angeblich gethan hat, als der Kaiser im November 1899 den längst angekündigten Besuch in England machte, dann den Prinzen von Wales, seinen Oheim, in Hamburg begrüßte, dagegen den Präsidenten Krüger nicht empfing, das wird doch wohl durch die antienglischen Kundgebungen unser Presse und die warme Aufnahme Krügers in Köln, denen niemand etwas in den Weg gelegt hat, einigermaßen aufgewogen. Da die Opposition jetzt ja selbst beteuert, daß sie eine deutsche Intervention zu Gunsten der Buren gar nicht verlange, so bleibt von ihren Beschwerden schlechterdings nichts weiter übrig, als daß der Kaiser den Empfang Krügers für jetzt abgelehnt und einen Wunsch „des deutschen Volks“ nicht erfüllt hat, weil ihm die Ehrlichkeit seiner Politik höher stand als die Erfüllung eines vollständlichen Wunsches. Ist das eines solchen Spektakels und so schwerer Anklagen wert? Welche tiefe politische Einsicht! Die Alldeutschen, die es in ehrlichem Patriotismus als ihre Aufgabe betrachten, das deutsche Volk zu einer kraftvollen nationalen Gesinnung und zur Mitarbeit an den großen politischen Aufgaben einer großen Nation zu erziehen, die setzen sich in leidenschaftlichen Widerspruch mit der Politik des Monarchen, der mit klarem Blick und fester Hand das Deutsche Reich in die Weltpolitik eingeführt hat, also mit der einzigen Macht, die die alldeutschen Ideale verwirklichen kann!

Zum Schluß noch eins. Wenn der oberste Beamte des Reichs einen Reichstagsabgeordneten einmal, vielleicht nicht ganz mit Recht, etwas von obenherab behandelt, dann ist das ein unsühnbares Verbrechen gegen die majestas populi germanici; wenn aber Kaiser und Kanzler alltäglich und in allen Tonarten einer unrichtigen Führung der auswärtigen Politik, ja grober Vernachlässigung unser Interessen nur den Engländern zu liebe beschuldigt werden, so ist dies das natürliche und verfassungsmäßige Recht jedes politisch „mündigen“ deutschen Staatsbürgers, und wer diese Hezereien nicht mitmacht oder ihnen entgegentritt, der ist ein feiler Offiziosus oder ein Schwachkopf auf eigne Hand.

Eine Geschichte der Metaphysik. Daß Eduard von Hartmann der scharfsinnigste unter den lebenden Philosophen ist, erkennen wahrscheinlich sogar seine entschiedensten Gegner an; als den gelehrtesten haben wir ihn beim Lesen seines neuesten Werkes bewundern lernen: Geschichte der Metaphysik (zwei Bände. Leipzig, Hermann Haacke, 1899 und 1900). Sie enthält ungefähr fünfzig Namen, die vielleicht noch nie in einem Compendium dieser Wissenschaft vorgekommen sind. Bernardus Telesius, Franz Patritius, Andreas Cäsalinus würde man in Compendien vergebens suchen; das von Bergmann z. B., das nur hundert Seiten weniger umfaßt, freilich bei kleinerm Format, nennt nicht einmal die beiden Helmont. Und die Namen bleiben nicht als müßige Zeugen der Gelehrsamkeit stehn; Hartmann legt dar, was diese unbekanntern Männer gedacht, und was die bekanntern ihnen entnommen haben, was z. B. Jakob Böhme von Weigel, Kant von Knutzen gelernt hat, wie er denn überhaupt bei jedem der größern auf das genaueste zeigt, woher er geschöpft hat, wie er mit seinen Vorgängern zusammenhängt, und welche Gedanken sein ausschließliches Eigentum sind. Hartmann behandelt den Plotin weit ausführlicher als den Plato, weil dieser unmittelbar nur einen geringen Einfluß auf die spätern Denker geübt habe, mittelbar dagegen das Denken zwei Jahrtausende beherrscht habe durch die beiden Strömungen, die von seinem unmittelbaren Schüler Aristoteles und seinem mittelbaren Schüler Plotin ausgingen. Ausführlich behandelt Hartmann auch die Gnostiker, die Kirchenväter und die Scholastiker, denen er vollauf gerecht wird. Die Schule Plotins, schreibt er u. a., „kann sich an geistiger Bedeutung mit den Kirchenvätern nicht messen. Wenn Plotin selbst [von dem er sagt, daß er tiefer als Plato sei] noch seinem Zeitgenossen Origenes, dessen System noch allzuviel unentwickelte Keime enthält, beträchtlich überlegen erscheint, so besteht das umgekehrte Verhältnis zwischen Proklos und Augustinus, um von den minder hervorragenden Neuplatonikern erst gar nicht zu reden.“ Aufgeklärte Stammritschgäste, die über die Dreieinigkeit und über die Gottheit Christi spotten, können sich hier überzeugen, daß die in den Kirchendogmen kristallisierten Spekulationen der christlichen Theologen unentbehrliche Glieder der Entwicklung sind, die von Plato und Aristoteles zu Hegel, Schopenhauer, Herbert Spencer und Wundt führt. Da Hartmann auch die Naturwissenschaften so vollständig beherrscht wie außer Loze und Wundt, die Naturkundige von Fach sind, kein zweiter Philosoph, so vermag er auch Ärzten wie Galen und Physikern wie Newton und Ampère ihre Stellung in der philosophischen Gedankenentwicklung anzuweisen. Auch den katholischen Philosophen Günther behandelt er ausführlich, und seinem eifrigsten Schüler, dem altkatholischen Bischof Weber, schenkt er noch 2½ Seiten.

Von dem, was er über zwei heutige Modophilosophen sagt, wollen wir doch einiges anführen. Von Haedel schreibt er, dieser weise den Materialismus in doppeltem Sinne von sich ab: „einerseits als ethischen Materialismus, andererseits als einen solchen, nach welchem der Stoff früher wäre als die Kraft.“ Das folgende geben wir als Probe der Genauigkeit in der Klassifikation, deren sich Hartmann überall beleihtigt, und wofür auch seine Philosophentafel auf Seite 275 des zweiten Bandes zeugt. „Haedel ist ontologischer Pluralist, indem er die Natur als eine Vielheit von getrennten Substanzen auffaßt, metaphysischer Dualist, indem er in jeder Einzelsubstanz zwei verbundene metaphysische Prinzipien, Kraft und Stoff, annimmt, phänomenaler Dualist, indem er zwei verschiedene Gebiete der Erscheinung (äußeres mechanisches Geschehen und inneres Empfinden und Wollen) anerkennt, Hylozoist, indem er jedem Teil der Materie Belebtheit und Beseeltheit zuschreibt, Identitätsphilosoph, insofern er den Grund beider Erscheinungsgebiete in ein und derselben Art von Substanzen sucht, kosmonomischer Monist, indem er die teleologische Gesetzmäßigkeit in der Welt leugnet und nur die kausale gelten läßt, und

Mechanist, indem er alles kausale Geschehen als mechanische Vorgänge zwischen materiellen Teilchen ansieht.“ Der Protest der theoretischen Materialisten gegen den ethischen Materialismus sei sehr achtungswert und deshalb ehrlich, weil sie von ethischen Idealisten abstammten, aber er sei theoretisch unhaltbar; „denn der Materialismus kann keine Ethik begründen, und in den spätern Nachkommen der heutigen Materialisten würden sich die idealistischen Instinkte immer mehr abschwächen müssen.“ Haackel bekämpfe mit Recht jede Teleologie des gesetzwidrigen Wunders, beachte aber nicht, daß diese überhaupt ein unwahres Zerrbild des Begriffs der Teleologie sei, das gar nicht kritisiert zu werden braucht. Er verkeme, „daß die wahre Teleologie sich weder gegen noch ohne den gesetzmäßigen Zusammenhang des Naturgeschehens entfalten kann, sondern nur durch ihn, und daß Finalität und Kausalität, Teleologie und Mechanismus Begriffspaare sind, die beim Auseinanderreißen ihrer Glieder zu toten und unwahren Abstraktionen werden.“ Wenn gleich, heißt es dann weiterhin, „Haackel darin irrt, daß er die Anwendung der Spezies ineinander mechanisch erklärt zu haben und die Teleologie als überwundenen Gesichtspunkt ausschalten zu können glaubt, so gebührt ihm doch das Verdienst, dem Begriff der Entwicklung in der organischen Natur zum Siege verholfen zu haben.“ An Nietzsche hebt Hartmann u. a. hervor, daß dieser sogenannte Philosoph weder selbst nach Erkenntnis streben, noch andern Erkenntnis vermitteln wolle; er lasse keine Wahrheit gelten („nichts ist wahr, alles ist erlaubt“) und habe zu jedem Ja ein Nein, zu jedem Nein ein Ja. „Wenn die Wahrheiten ebenso wie bei Stirner doch nur Phrasen, Redensarten, Worte sind, so bleibt dem Ich nichts übrig, als an diesen Phrasen sich spielend zu ergötzen, d. h. mit Bildern, Gedanken, rhetorischen und poetischen Figuren und Worten geistreich zu seinem eignen Vergnügen zu spielen.“

Was die wirklichen Philosophen der verschiedenen Richtungen für die Erkenntnis der Wahrheit geleistet haben, macht Hartmann sehr schön klar. Insbesondere schreibt er den Theisten das Verdienst zu, die Notwendigkeit eines geistigen, intelligenten Weltgrundes, den Materialisten das andre, die Abhängigkeit des bewußten Geisteslebens [so weit wir solches aus Erfahrung kennen!] vom materiellen Naturprozeß bewiesen zu haben. Als Philosophen stellt er jene über diese, da der Materialismus im naiven Realismus, d. h. in der kindlichen Ansicht von der Stofflichkeit der Körperwelt und von der Übereinstimmung ihres Wesens mit unserm Wahrnehmungsbilde stecken geblieben sei, also gar noch nicht einmal wisse, worum es sich in der modernen Philosophie handelt. „Bei den Materialisten und Agnostikern wundert man sich über die künstliche Verengung des Gesichtskreises, und je weiter diese Verengung fortschreitet, desto mehr verhärtet sich der Eigensinn im Festhalten dieser Enge, wie er stets mit Beschränktheit des Verstandes verbunden ist.“ Nachdem nun die Gegensätze ihre Schuldigkeit gethan haben, ist es nach Hartmann Aufgabe der Zukunft, mit Preisgebung dessen, was sie als falsch erwiesen haben, das Richtige aus allen zusammenzufassen, insbesondere vom Materialismus die leibliche Bedingtheit der bewußten Geistigkeit, vom Pantheismus die Einheit des Weltwesens, vom Theismus seine intelligente planvoll wirkende Geistigkeit anzunehmen, die aber nun unbewußt zu denken sei. Hartmann hat ja nun das, was er von der Zukunft fordert, selbst schon geleistet, und erklärt deshalb die einseitigen Richtungen, namentlich ihre hauptsächlichsten, Materialismus und Theismus, für überwunden. Aber obwohl der zweite heute gar keinen namhaften Vertreter mehr hat,*) fühlt sich ihm gegen-

*) „In den letzten Jahrzehnten seit Loges' Tode hört man in philosophischen Kollegien von allem möglichen reden, nur nicht mehr von Gott. Die Behörden mühen sich vergeblich ab, Theisten von irgend welcher litterarischen Bedeutung für vakante Lehrstühle zu finden, und schämen sich glücklich, wenn sie noch irgendwo einen Logeaner austreiben können.“ II, 430. Das verursacht nirgends größere Freude als im sozialdemokratischen Lager.

über Hartmann doch nicht recht sicher, und daraus erklärt es sich, daß er von seiner bewunderungswürdigen Objektivität bei dem einen Loze eine Ausnahme macht und ihn ungerecht beurteilt, denn wenn auch nicht auf den Kathedern, in den Herzen von viel tausend denkenden Laien hat Loze die Herrschaft des Theismus neu begründet, und Hartmanns Beweise für die Unbewußtheit und Unpersönlichkeit Gottes vermögen sie nicht umzustürzen. Hartmann nennt Loze leicht, weil er populär schreibt. Nun, die „Philosophie des Unbewußten“ (wenigstens die ersten Ausgaben, die spätern kenne ich nicht) ist auch ein populäres Buch, und hätte sich darin Hartmann nicht zum gemeinen Verstande herabgelassen, so wäre er nicht der berühmte Mann, der er ist; vielleicht hätte er für seine spätern, in der Gelehrtensprache geschriebenen Bücher gar keinen Verleger gefunden. So scharf und tief dringt Loze freilich nicht in alle Begriffe ein wie Hartmann, nur fragt es sich, ob bei dieser mühsamen Begriffspaltung noch viel wertvolles für das Heil der Menschheit herauskommt. „Wie den Denkern des achtzehnten Jahrhunderts, heißt es II, 409, kommt es Loze nur auf die drei Glaubensartikel: die Persönlichkeit Gottes, die individuelle Unsterblichkeit und die Willensfreiheit an; wie jene hält er an dem Glauben fest, daß das Glück aller Geschöpfe der alleinige Schöpfungszweck sei, daß dagegen die geschichtliche Entwicklung ergebnislos bleibe. Ein solcher eudämonistischer Theismus, der mit allen christlichen Zentraldogmen, mit der Erlösung von Übel und Sünde, mit der Idee Christi und der Trinität so gar nichts anzufangen weiß, kann heute höchstens noch für einen Reformjuden oder einen rationalistischen Namenschriften religionsphilosophischen Wert haben.“ Woher weiß denn Hartmann, daß Loze mit den an zweiter Stelle genannten drei Dogmen nichts anzufangen gewußt habe? Die Aufgabe, dem Materialismus und dem Pantheismus gegenüber die ersten drei neu zu begründen, war groß und schwierig genug, ein Gelehrtenleben auszufüllen, so durfte er das übrige andern überlassen. Seine große und glänzende Leistung besteht in dem überzeugenden Nachweis, daß nichts wirklich ist, als der bewußte Geist, und daß, wenn ein solcher nicht von Anfang an da gewesen wäre, überhaupt nichts da sein könnte. Daß die Philosophie apodiktische Gewißheit a priori nicht gewähren könne, hebt Hartmann selbst II, 97 und 592 nachdrücklich hervor; demnach muß es jedem frei stehn, sich die zurecht zu machen, die seiner Fassungskraft und seinen Gemütsbedürfnissen entspricht. Wohl aber vermag die Philosophie zu zeigen, was unmöglich und undenkbar ist, und Loze hat eben gezeigt, daß ohne wahrnehmenden Geist überhaupt nichts da sein würde. Hartmanns unbewußter, mit latenter Intelligenz behafteter Urwille ist als ganz qualitätsloses und undifferenziertes Sein in Wirklichkeit ein non ens, und es ist undenkbar, daß aus dem Nichts das Etwas, das All hervorgegangen sei; dagegen konnte dieses sehr wohl aus einem bewußten Gott entspringen, der für sich schon die Fülle des Seins war und die Ideen aller Dinge in sich enthielt, wenn auch natürlich der Gedanke eines solchen Gottes über allen menschlichen Begriff und alle menschliche Vorstellung geht. Trotz Hartmann hat der alte Plotin Recht gehabt, wenn er überzeugt war, daß am Anfange der Welt ein Aktuelles gewesen sein müsse (I, 132). Nun, abgesehen von der parteilichen Charakteristik Lozes wird sonst der Wert und die Objektivität der Hartmannschen Darstellung durch die Grundansicht des Darstellers nicht beeinträchtigt, und seine Geschichte der Metaphysik wird noch nach Jahrhunderten ein unentbehrliches Handbuch sein; allerdings nicht für Studenten im ersten Semester, da es zu hohe Anforderungen an die Abstraktionskraft stellt, also Leser voraussetzt, die schon im philosophischen Denken geübt sind.

Der Marienkongreß in Frankreich. In der Revue Chrétienne, dem Organ der französischen Protestanten, vom 1. Oktober lesen wir von einem „internationalen Kongreß zu Ehren der heiligen Jungfrau,“ über den unsers Wissens

in Deutschland noch nicht genügend berichtet worden ist. Da der Kongreß als „international“ bezeichnet worden ist, so haben wir ja das Recht, uns damit zu beschäftigen. Denn dann werden die von dieser außerordentlich geschickt agierenden Internationale veranlaßten Wirkungen doch auch in Deutschland herauskommen. Neulich war an dieser Stelle von der vielleicht seligen Lukardis die Rede, inzwischen besitzt das glückliche Bayern schon die selige Crescenzia Heß von Kaufbeuren, die Cisterzienser machen in ihrer Chronik vom November für die selige Emeline von Boulaucourt Propaganda — für die, die sich noch „der lieben Emeline“ aus der Schweizerfamilie erinnern, hat die fromme Cisterzienserin trotz ihres zum bloßen Vergnügen getragenen Eisenstachelgürtels, über den ihr Fleisch hinübergewachsen war, schon durch die Erinnerung an „seß dich, liebe Emeline, nah, recht nah zu mir“ etwas Freundliches. Man könnte vom zwanzigsten Jahrhundert ausrufen: „Es ist eine Freude zu leben!“ wenn man nicht mit voller Lungenkraft schreien müßte: „Ist denn kein Hutten da?“ — Doch hören wir den ernststen Bericht der Revue Chrétienne: Die Merikalen, die die religiösen Verfolgungen unsrer Zeit nie genug beklagen können, haben nichtsdestoweniger in Lyon in vollkommener Ungestörttheit einen internationalen Kongreß zu Ehren der heiligen Jungfrau organisieren können. Der Kongreß vereinigte eine Anzahl hervorragender Prälaten, darunter die Kardinäle Coullié, Perraud und Langéneux, und mehr als hundert Reden und Berichte wurden vorgetragen. Mgr. Touchet, Bischof von Orléans, sprach als Hauptredner über das Thema: „Supergressa es Universas! Alle Kreaturen sind von dir übertroffen!“ Maria ist die neue Eva, geschaffen im Zustande der Gnade, worin dann das Privilegium der unbefleckten Empfängnis begründet ist; alle natürlichen und übernatürlichen Eigenschaften waren ihr eigen usw. Wie jeder Kongreß hat auch der Marianische Wünsche geäußert, zunächst: „Der Kongreß drückt den Wunsch aus, daß, nachdem sich das Menschengeschlecht dem heiligen Herzen Jesu geweiht hat, das Weltall sich der Jungfrau als »Königin der Welt« weihe, und daß ein Fest eingesetzt werde, das mit eigenem Ritual jährlich als Fest der Welt Herrschaft Mariens gefeiert werden solle.“ (Im katholischen Deutschland hat man eigentlich Marienstage genug.) Als zweite Forderung wurde die Aufnahme einer Anrufungsformel für Maria als „Königin des Purgatoriums“ in die Litanei aufgestellt. Es ist ganz selbstverständlich, daß das zwanzigste Jahrhundert das Jahrhundert Mariens sein soll — es giebt aber Menschen, die glauben, daß das zwanzigste Jahrhundert das des menschlichen Kulturfortschritts, das der Vereinigung der sozialen Gegensätze, das der Fürsorge für die Armen und Unglücklichen, das der geistigen Befreiung sein sollte! — und daß Frankreich das Reich Mariens ist. In diesen Manifestationen liegt ein Symptom religiöser Verfehlung, das doch der Aufmerksamkeit denkender Menschen nicht entgehn sollte. Hätte Mgr. Touchet den Hirtenbrief gelesen und überdacht, den der Bischof von Tournay vor zwei Jahrhunderten unter dem Titel: „Heilsame Mahnung der Jungfrau an ihre indiskreten Verehrer“ veröffentlicht hatte, so hätte er seinen Enthusiasmus doch wohl etwas gezügelt. Solange der französische Klerus gallikanisch blieb, leistete er der mariolatrischen Preßion des ultramontan gewordenen Jesuitismus Widerstand. In dem Jahrhundert, wo die historische Kritik ihre Lebensfähigkeit und ihren Wahrheitstrieb gezeigt hat, findet sich ein Klerus, der in einer Anklugheit, deren Schuld nicht hoch angesehen werden kann, aus der demütigen und heiligen Mutter Christi „eine durch eine unermeßliche Distanz über allen andern Geschöpfen thronende Erscheinung“ macht. So nannte sie der Bischof von Orléans, und es findet sich ein Kongreß von Priestern, der sie zur Königin der Welt und des Purgatoriums weiht. Und doch wissen diese Kardinäle, Bischöfe und Gelehrten des Katholizismus, was von den historischen Zeugnissen über die Jungfrau Maria in den Evangelien ent-

halten ist, und daß diese in wenig Worten bestehen. Und hat sie wirklich diese gewaltige, unerhörte Rolle, wie sie behaupten, gespielt: wie kommt es dann, daß der Apostel Paulus nicht ein, nicht ein einziges mal in all seinen Briefen von der Königin der Welt, ebenso wenig wie von der des Purgatoriums spricht? (Den deutschen Lesern empfehle ich dabei die interessante Lektüre von „Geboren von der Jungfrau von P. N. Preussische Jahrbücher 1894, Okt.-Dez. Seite 193 ff.“ und Heft IV der „Kirchlichen Fälschungen“ von Professor Friedrich Thudichum in Tübingen, 1900, „Jesus, Sohn Davids, König der Juden, Hoherpriester und Gott; Gesalbter; später Sohn des heiligen Geistes und der Jungfrau.“)

Hier ist nicht von Träumereien von Frömmern und von Nonnen die Rede, nein: die Beratungen der Häupter und Leiter der katholischen Kirche finden nach reiflicher Überlegung, daß das Konzil von Ephesus zu lau gewesen ist, indem es die Jungfrau nur Mutter Gottes nannte. Wir beten Maria nicht an, sagen diese neuen Doctores; aber, gerechter Himmel, was sollen sie denn noch mehr thun, wenn sie anbeten würden? Die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit trägt ihre Früchte, die katholische Verehrung braucht einen Zuwachs, das ewige Heil durch Christus genügt ihr nicht; es handelt sich schon nicht mehr darum, die Seelen Gott zuzuführen; man will sie Marien weihen. — So die ernste warnende Erklärung französischer Protestanten; schon haben jene Leute die Klinke in der Hand, um auch in Deutschland einzutreten und das Werk Martin Luthers zu vernichten. Videant consules, ne quid ratio et religio detrimenti capiant.

Neue Bilderwerke. Bruckmanns verdienstvoller „Klassischer Bilderschatz“ ist plötzlich eingegangen, zum großen Bedauern aller derer, denen er zwölf Jahre lang genützt hat. Vielleicht war ihre Zahl zuletzt recht klein geworden, sodaß sich das Unternehmen nicht mehr bezahlt machte, denn für die schlichte Sachlichkeit und die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, durch die es sich auszeichnete, wird die größere Menge der Kunstliebhaber immer weniger zu haben sein; sie greift nach dem Vielen, das jetzt äußerlich mehr vorstellt, und läßt sich lieber durch glänzend ausgestatteten Schund Geschmack und Urteil verderben. Wenn das Gediegne und Bessere heute seinen Weg auf den Markt finden will, so muß es prächtiger sein als ehemals. Das sehen wir an der großangelegten „Kunstgeschichte in Bildern“ des E. A. Seemannschen Verlags, deren dritter und vierter Band (die italienische Renaissance und die Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts außerhalb Italiens) früher in den Grenzboten nach Verdienst gewürdigt worden sind. Jetzt sind der erste und der fünfte, das Altertum und die Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, hinzugekommen (jeder mit hundert Tafeln zum Preise von 10 Mark 50 Pfennigen). Den letzten Band hat wie die bisherigen Professor Dehio bearbeitet mit der ihm eignen Sicherheit und dem Geschmack, der zu dem Zweckmäßigen auch das Schöne zu finden weiß. Die Barockkunst, die spanische, vlämische und holländische Malerei, die Rokokozeit und die Anfänge des Klassizismus werden uns in lauter charakteristischen und manchen auch äußerlich sehr imponierenden Bildern vorgestellt. Den Altertumsband hat Professor Winter geliefert, er ist ebenfalls ganz vortrefflich, ein Ersatz für vielerlei, was man sonst aus allen möglichen Büchern zusammensuchen mußte, also ein wirkliches Kompendium. Beiden ist die Sorgfalt in den kurzen belehrenden Über- und Unterschriften eigen, die den Text entbehrlich macht. Wenn Dehios mittelalterlicher (zweiter) Band erschienen sein wird, ist das Ganze vollständig, fünfhundert Tafeln für fünfzig Mark. Jeder Band hat seine Selbständigkeit. Ein von wissenschaftlichem Geiste getragenes, so in sich tüchtiges und mit großen Kosten hergestelltes Werk braucht nicht weiter gelobt zu werden. Es wird sich durchsetzen und das Publikum finden, das seiner wert ist.

Für solche, zu denen die Kunst farbig kommen muß, hat derselbe Verlag etwas ganz Neues herauszugeben angefangen, eine Sammlung „Alte Meister“ in Lieferungen (jährlich fünf mit vierzig Tafeln für zwanzig Mark, jede Tafel einzeln eine Mark), die der große Markt, wie wir hören, sofort gut aufgenommen hat, wenn sich auch der einzelne Feinschmecker diesen billigen bunten Blättern gegenüber die seinem Range zukommende Zurückhaltung auferlegt haben wird. Sie sind auf dem Wege des autotypischen Dreifarbendrucks hergestellt, eines noch jungen Verfahrens: drei photographische Aufnahmen ziehen mittels farbenempfindlich gemachter Platte aus der Vorlage das Gelb, das Rot und das Blau, und die drei danach hergestellten Klischees werden eingefärbt und in dieser Reihenfolge übereinander gedruckt. Die Klischees sind von der Kunstanstalt von Römmler und Jonas in Dresden geliefert. Es ist wunderbar, wie aus einer gelben, einer roten und einer blauen Zeichnung ein solches farbiges Bild entstehen kann, das alle Zwischenfarben enthält und einem mit der Hand gemalten Bilde im Eindruck doch recht nahe kommt! Ein Engel von Melozzo da Forli, Raffaels Madonna del Granduca, Sebastianos Dorothea und Terbovchs Konzert in Berlin, der Mann mit den Nelken von Jan van Eyck, Morettos Justina mit dem knieenden Edelmann in Wien sind die gelungensten Blätter der ersten zwei Lieferungen. Inzwischen sind aber einige von noch vollkommenerer Wirkung fertiggestellt worden, z. B. Christus und die Sünder von Rubens in München, Landschaften von Poussin und Claude Lorrain und das lesende Mädchen von dem Delfter van der Meer in Dresden. Dieses war zuerst nach einer farbigen Kopie gemacht werden, dann aber hatte die Galerie-direktion das Original direkt zu benutzen erlaubt, und nun ist das zweite Bild in Farbe und Stoffbezeichnung überraschend treu geworden. Auch für den Zinsgroßchen von Tizian wurde darauf das Original zur Verfügung gestellt. Man darf diesem verständnisvoll geleiteten Unternehmen nicht Aquarelldrucke oder Chromolithographien vorrücken, die das Zwanzigfache kosten, so wenig wie man die schwarze Autotypie mit Radierungen oder Photogravüren vergleichen wird. Es ist etwas gutes, über das wir uns freuen sollen, ein Schritt weiter in der Anschauung für solche, die das Original nicht vor Augen können, und denen doch mindestens gesagt eine ausreichende Vorstellung des großen und allgemeinen Eindrucks, den ein farbiges Original macht, gegeben wird. Man ist in solchen Fällen leicht mit Urteilen und Vorschlägen bei der Hand, welche Gegenstände sich am besten für ein derartiges Verfahren eignen möchten, und welche weniger gut. Wir hatten uns ebenfalls schon einen Vers darauf gemacht, wollen aber doch lieber noch einige Erfahrung über die Sache abwarten.

Da in der bildenden Kunst alles miteinander zusammenhängt und gerade die heutige Betrachtung mit Vorliebe zu betonen pflegt, daß keiner Gattung ein Vorrang vor der andern gebühre, so dürfen wir wohl der Malerei ein bescheidenes, aber sehr eindrucksvolles Werk der Kleinkunst anreihn. Von „Hoffmanns Siegelmarken“ (Julius Hoffmanns Verlag, Stuttgart), die unsern Lesern bekannt sind, haben wir vier neue Serien (sechs bis neun, jede in einer Schachtel zu fünfzig Pfennigen) bekommen. Die letzte giebt Madonnen (Sedia, Sixtina) auf mattem Goldpapier, die siebente Amoretten, die sechste allerlei moderne Blumen, die achte Alpenblumen, diese alle kameartig, weiß auf verschiedenfarbigem Grund, nach Entwürfen moderner Bildhauer und Maler. Sie sind gut gezeichnet und fein in den Raum komponiert, in leichter Stilisierung hie und da mit dem neuzeitlichen Liniengefüge verbunden, ausgesucht zart und anmutig vor allem die zwei Markenserien mit Blumen, etwas für den bessern, wirklich vornehmen Geschmack. Wer mit kleinen Aufmerksamkeiten Eindruck machen will, soll zu diesen Schächtelchen greifen.

